Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 3/4 2013 60. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de

Die Rhein-Zoll-Brücke bei Straßburg (Stich von Wenzel Hollar, 1629)

Inhalt

Zweisprachigkeit tut not, mehr denn je! 2

Vor 100 Jahren:
Deutscher Katholikentag in Metz 4

Der Schriftsteller und Journalist René Prévot
aus Moosch im Oberelsaß – zu Unrecht heute
völlig vergessen 6

Impressum 13

Buchbesprechung 14

Hinüber und herüber 16

Zweisprachigkeit tut not, mehr denn je!

Justin Vogel, Präsident des OLCA – Office pour la langue et la culture d'Alsace / Instanz für elsässische Sprache und Kultur – ist zuversichtlich: Ich bin optimistischer in bezug auf die Praxis des Elsässischen im allgemeinen. Man beobachtet ein positives Vibrieren. Man darf diese Chance nicht verpassen. Das war im Juni 2013. Leider hat sich seitdem die Lage nicht wesentlich verbessert. Das erkennt man daran, daß etwa zur gleichen Zeit die Gründung von drei neuen paritätischen, zweisprachigen Klassen in Oderen, Urbes-Storckensohn-Mollau und Kirchberg-Wegscheid-Sickert, sämtlich im Oberelsaß, verweigert worden ist. Ein Recht auf Gründung solcher Klassen besteht nicht, selbst wenn die Schülerzahl den festgesetzten Normen entspricht. Wieder einmal sind wir gezwungen, die negative Haltung des Rektorats und des Erziehungsministeriums auf diesem Gebiet zu brandmarken: Oben wird systematisch gebremst!

Das verbindlich scheinende Versprechen des Kandidaten Hollande, die „Europäische Charta der Regional- und Minderheitssprachen" endlich zu ratifizieren, wurde vom Präsidenten Hollande einfach ausradiert. Da nützt es wenig, wenn man von einem Paradoxon palavert und von doppelzüngiger Sprache. Solange Frankreich diese Charta, deren Hauptpunkte es genehmigt hat, nicht ratifiziert, nachdem bereits 24 andere europäische Staaten es getan haben, solange verfügen die Förderer dieser Zweisprachigkeit, und das sind 80 Prozent der Elsässer, über kein stichhaltiges Argument, mittels dessen sie ihre Forderungen durchsetzen könnten.

Vorschläge nützen wenig

Im Juli 2013 erhielt das Kultusministerium einen Bericht mit verschiedenen Vorschlägen zur Förderung des Gebrauchs der Regionalsprachen, deren Verwendung in der Verwaltung, der Sozialhilfe, den öffentlichen Verkehrsmitteln, den Bibliotheken und dergleichen betreffend. Doch solange die Regionalsprachen in den Schulen nicht systematisch und gründlich gelehrt werden, wird all das, selbst wenn es zum Teil verwirklicht werden sollte, nichts nützen.

Im Sundgau, um nur dieses eine elsässische Beispiel aufzuführen, ist die Notwendigkeit systematisch gepflegter Zweisprachigkeit von der Kleinkinderschule bis zur Universität lebenswichtig: Wer korrekt Deutsch lesen und schreiben kann, findet Arbeit in der Schweiz oder im nahen bundesdeutschen Staatsgebiet. In Niedersept/Seppois-le-Bas hört der zweisprachige, paritätische Unterricht ab der Sexta, der ersten Klasse des Gymnasiums, auf, weil nur sechs Schüler zu diesem Unterricht gemeldet worden seien. Diese müßten dann in das Gymnasium zu Altkirch fahren oder nach Pfirt/Ferrette, was für diese Kinder eine Erschwerung bedeuten würde. Für das Schuljahr 2014/15 sind jedoch bereits fünfzehn Schüler angemeldet! Das sollte den Standpunkt des Rektorats zumindest beeinflussen, aber nein, es wird weiterhin gebremst. Die sechs zweisprachigen Schüler, wenn sie weiterhin den zweisprachigen, paritätischen Unterricht besuchen wollen, müssen entweder nach Altkirch oder nach Pfirt fahren, was für die Niedersepter eine Reihe von Erschwernissen verursacht. Die Kinder müssen früher aufstehen, kommen später nach Hause, leiden unter der dauernden Verschiebung von Mahlzeiten, von den Mehrausgaben für Verkehrsmittel ganz zu schweigen. 90 Familien haben die Beibehaltung des zweisprachigen Unterrichts im Dorf Niedersept verlangt. Das Rektorat stellt sich taub.

Die Eltern versuchten es mit drei Ersatz-Vorschlägen: Man könne zwei Klassen zusammenlegen, was eine Klasse von 15 Schülern ergäbe, man könne auch die Zweisprachigkeit belassen, wie sie ist, und eine neue Klasse hinzufügen, man könne auch – und das wäre noch besser – den Eltern jener Schüler, die in der Zweisprachigkeit fortfahren möchten, einen Schulsaal zur Verfügung stellen, damit sie den Unterricht selbst organisieren könnten. Der Regionspräsident hat sich persönlich beim Rektorat eingesetzt. Bisher liegt keine Antwort vor.

Das Rektorat ist zuversichtlich

Das Rektorat predigt Ruhe und Langmut, stellt ermutigende Statistiken zusammen, aber da, wo der Unterricht fehlt, da fehlt er eben trotz Statistiken und guten Worten. Im Unterelsaß genießen 700 Schüler, im Oberelsaß 1 068 den zweisprachigen Unterricht. Das bedeutet eine Zunahme von 8,3 Prozent. Insgesamt sind es 21 517 Schüler, die in zweisprachigem Unterricht erzogen werden. Ganz abgesehen davon, daß dies keineswegs den berechtigten Forderungen entspricht, hilft es den sechs Niedersepter Schülern nicht. Die bleiben vorerst und wahrscheinlich auch zukünftig auf der Strecke.

Die Eltenvereinigung „Eltern Alsace“ nimmt kein Blatt vor den Mund. Für sie *treibt das Rektorat eine Reihe von destruktiven Aktionen, um den zweisprachigen Unterricht zu boykottieren.* Eine davon ist die *provisorische Suspendierung des zweisprachigen Unterrichts nach der Grundschule,* eben in Niedersept. Eltern und Gewählte befürchten, daß dieser „provisorische“ Aufschub für Niedersept tatsächlich das Ende des zweisprachigen Unterrichts bedeute. In der Grundschule wird er beibehalten, ab dem Gymnasium heißt es dann: débrouillez-vous! Also: Seht selbst zu! Es heißt im Elsaß nicht zu Unrecht: „Débrouillez-vous isch e franzeeschi Hochzitt!“

Unterdessen wurde die Rektorin, Frau Le Pellec-Muller, durch Herrn Jacques Pierre Gougeon ersetzt. Gelegentlich einer Vollversammlung für Regionalsprache und Kultur sagte er beinahe in Form eines Versprechens: *Wir werden weiterhin paritätische und zweisprachige Klassen gründen, es ist dies ein authentisches Modell!* Der neue Rektor hat auch versprochen, mit bundesdeutschen Ländern Verbindung aufzunehmen, um gegebenenfalls qualifiziertes Personal für den Deutschunterricht einstellen zu können. Der Generalinspektor des nationalen Unterrichtswesens hat allerdings zugeben müssen, daß die Ziele der von vier Unterzeichnern – Staat, Departements und Region – abgeschlossenen Vereinbarung für 2007 bis 2013 auf diesem Gebiet nicht erreicht worden sind. Die Gründe dafür sind nicht oder ungenügend aufgezeigt worden, sie beschränken sich jedenfalls nicht ausschließlich auf geographische Gesichtspunkte, das heißt auf räumliche Entfernungen. *Wo das Angebot des zweisprachigen Unterrichts besteht, wird es von einer Familie auf zwei beherzigt.* Leider besteht dieses Angebot nur in einer auf fünf Schulen.

Besteht eine Diskriminierung unserer Region?

Die Verhandlungen dieser im vergangenen Frühjahr abgehaltenen Vollversammlung sind heute bekannt und sollten im Frühjahr 2014 zu entsprechenden Beschlüssen führen. Allerdings scheinen einige der Teilnehmer dieses Kolloquiums in bezug auf die Zukunft der Zweisprachigkeit nicht gerade optimistisch zu sein. Eines der Hauptziele des Kolloquiums war es, zu erreichen, daß Frankreich die „Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen“ ratifiziere, was durch den Kandidaten François Hollande versprochen worden war, von ihm als Präsidenten aber verweigert wird. Unter dem fadenscheinigen Vorwand, die Ratifikation sei mit dem Recht nicht vereinbar, da das Verfassungsgericht, der Conseil constitutionnel, erklärt habe, die Charta sei verfassungswidrig.

Der Jurist J. M. Woehrling ist mit dieser Erklärung keineswegs zufrieden, und man kann ihm nur recht geben, wenn er feststellt, daß die Charta auf Korsika, in der Bretagne, im Baskenland angewendet wird, wo sie genauso verfassungswidrig sein dürfte wie in Elsaß-Lothringen. Darüber hinaus ist auch eine Änderung der Verfassung auf diesem Gebiet möglich, und falls sich der französische Staat einmal dazu bequemen sollte, würden die Bande, die Elsaß-Lothringen an Frankreich binden, nur noch fester und enger werden.

Vielleicht bringt uns das Frühjahr 2014 auf diesem so heiklen Gebiet unerwartete und erfreuliche Neuigkeiten. Wir geben jedenfalls weder die Hoffnung noch den Kampf auf.

Gabriel Andres

Gedichte und Reime aus dem Elsaß

Marckelse

(André Weckmann)

en Marckelse hets aangfange
Marckelse lejt am Rhin

en Marckelse han mer s guldene
Kalb gstoche
en Marckelse han mer d
Demokratie entdeckt
en Marckelse han mer d granze
gsprangt
en Marckolse sen mer Majorann
worre

en Marckolse hets aangfange
Marckelse em Elsass

Écomusée

(Adrien Finck)

so vill Hiser vo sallamols
wit harg'holt
näi ufg'molt
fascht a Gedicht
so vill Hiser un ke Heimet
un ke Wärter
füer a Gedicht im Lànd
füer d' Wunda vo dim Müll

Der Hans hat Hosen an

(aus dem Volk)

D´r Hans hat Hosen a
un die sind bunt
´s Gretle hot a Hiätle uf
un das isch rund
Das isch nit
´s wurd anders kumme
D´r Hans hat Hosen a
un die sind bunt

Vor 100 Jahren: Deutscher Katholikentag in Metz

Vor einhundert Jahren, im August 1913, hat in Metz der 60. Deutsche Katholikentag, damals als Generalversammlung der Katholiken Deutschlands bezeichnet, stattgefunden. Schon acht Jahre zuvor, im Jahre 1905, war ein Deutscher Katholikentag im Reichsland Elsaß-Lothringen durchgeführt worden. Straßburg war damals der Veranstaltungort gewesen.[1] 1913 stellte sich die Bischofsstadt Metz als Gastgeberin zur Verfügung.

Metz war bereits 1907 Ort des Internationalen Eucharistischen Kongresses gewesen und hatte, wie das Lokalkomitee des Katholikentages in seiner Einladung hervorhob, den Beweis erbracht, „daß die Metzer Bevölkerung große Tagungen glanzvoll einzurichten versteht". Das Jahr 1913, das Jahr der konstantinischen Erinnerungsfeier, sei besonders dazu angetan, die Liebe zur Kirche und zu ihrer Freiheit neu zu beleben. 1600 Jahre zuvor, im Jahre 313, hatte Kaiser Konstantin der Große im Edikt von Mailand die freie Ausübung des christlichen Glaubens gestattet.

Schon vor der Eröffnung des Katholikentages hatte Papst Pius X. in einem Schreiben an das Metzer Lokalkomitee kundgetan, mit welcher Freude er die Veranstaltung begleite.

Die Festhalle lag in der Nähe des Bahnhofes, der Hauptpost und der anderen Versammlungsorte und war von dem Hochbauinspektor Druxes aus Metz entworfen und unter seiner Leitung errichtet worden.

Am Vormittag des Eröffnungstages, des 17. August 1913, fand in der Festhalle eine sonntägliche Meßfeier statt. Dann zogen 30 000 Männer, die in 100 Extrazügen nach Metz gekommen waren, mit ihren 400 Bannern in einem glänzenden Festzug an den Bischöfen und an den Tausenden von Festgästen vorüber und lösten sich dann in 15 Parallelveranstaltungen auf. Am Abend des Tages fand die Begrüßungsfeier statt, in der Oberbürgermeister Dr. Foret namens der Stadt Metz die Teilnehmer begrüßte und zur gemeinsamen Arbeit auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens aufrief, wodurch besser als durch Zwang und Bedrückung die nationale Einheit gefördert werde. Während der Abendveranstaltung traf auch das Antworttelegramm des Kaisers auf die Ergebenheitsadresse des Katholikentages ein. Der Präsident des Katholikentages, Fürst zu Löwenstein, der auch schon den Straßburger Katholikentag von 1907 geleitet hatte, verlas es unter stürmischen Beifallskundgebungen. Es hatte folgenden Wortlaut:

Verschlußmarke zur Erinnerung an den 60. Deutschen Katholikentag in Metz im August 1913

Bad Homburg v. d. Höhe.

Ich ersuche Ihre Durchlaucht, der unter Ihrem Präsidium tagenden Generalversammlung der Katholiken Deutschlands für den Ausdruck treuer Anhänglichkeit an Kaiser und Reich und die mir gewidmeten, freundlichen Wünsche meinen Dank auszusprechen.

Wilhelm I. R.

Am zweiten Tag, dem 18. August 1913, begann der Katholikentag mit der eigentlichen Arbeit. Am Vormittag tagte in der Festhalle die „Organisation der Katholiken Deutschlands zur Verteidigung der christlichen Schule und Erziehung". In der ersten Hauptversammlung widmete man sich der römischen Frage, dem Jesuitengesetz, der Gewerkschaftsangelegenheit und der Schulfrage. Justizrat Dr. Schmitt aus Mainz forderte unter allgemeinem Beifall eine Wiedergutmachung des Unrechts, das dem Papst und der katholischen Kirche ein halbes Jahrhundert vorher durch das Königreich Italien mit dem Raub des Kirchenstaats und vor allem Roms zugefügt worden sei. Eine zweite Resolution forderte die Aufhebung des Ausnahmegesetzes gegen den Jesuitenorden. Dazu sprach auch der Bischof von Speyer, Michael von Faulhaber. Mühlenbesitzer Hoen, ein gebürtiger Lothringer, leitete als Vizepräsident des Katholikentages die erste Hauptversammlung.

Am Dienstag, dem 19. August 1913, stand das Andenken des Gesellenvaters Adolph Kolping aus Anlaß seines 100. Geburtstages im Blickpunkt, vor allem in der Generalversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland, der ja auch in Elsaß-Lothringen stark vertreten war. Die Gesamtmitgliederzahl hatte sich im Vorjahr um 6,5 % erhöht und betrug nun reichsweit 776 000 Mitglieder.

In der geschlossenen Versammlung wurde an diesem Tage über die katholische Weltmission in deutscher Zunge und über die Förderung der Diaspora-Missionen, die Unterstützung des Bonifatiusvereins, gesprochen.

Die zweite öffentliche Versammlung, vor überfüllten Tribünen von dem zweiten Vizepräsidenten, Rechtsanwalt Dr. Trunk aus Karlsruhe, geleitet, gestaltete sich zu einer Kundgebung für den um die katholische Schule in Luxemburg kämpfenden Bischof von Luxemburg, Koppes. Luxemburg, ein durch und durch katholisches Land, müsse sich die unheimliche Oberherrschaft der Freimaurer und der Sozialdemokraten gefallen lassen, die der Kirche durch ein Gesetz das Aufsichtsrecht über die Schule und den schulplanmäßigen Religionsunterricht genommen hätten. Der Zürcher Chefredakteur Baumberger sprach über Segen und Unsegen der modernen Volksbildung. Der Aachener Stiftspropst Dr. Kaufmann sprach über die Notwendigkeit, den Religionsunterricht auch in der Fortbildungsschule, die die Jugendlichen in den Jahren nach der Schulentlassung besuchten, zu verankern. Riesengroß stehe die Gefahr vor all denen, welchen der

Schutz von Thron und Altar Herzens- und Überzeugungssache sei. Die Sozialdemokratie stehe mit all ihrer Macht und all ihren Verlockungen hinter der Jugendbewegung. Daher sei die Fortbildungsschule, besonders in ihrem apologetischen Unterricht, eine dringende Notwendigkeit für die Jahre nach der Schulentlassung.

Am 20. August 1913 tagte zuerst die allgemeine Missionsversammlung unter dem Vorsitz des Straßburger Domherrn Müller-Simonis. Generalleutnant z. D. Freiherr von Steinäcker erweckte in seiner Rede lebhaftes Interesse für den Missionsgedanken und entkräftete die Anklagen gegen katholische Missionare. Aus patriotischen wie aus religiösen Gründen sei es erforderlich, daß die deutschen Katholiken ihre Missionstätigkeit erweiterten. Vor allem China stehe derzeit im Blickpunkt. Eine von zehn deutschen Ordensgenossenschaften eingerichtete Missionsausstellung wurde sehr gut besucht. Fürst zu Löwenstein teilte danach mit, daß die Katholiken Deutschlands zum Kaiserjubiläumsfonds 1 414 615 Mark gespendet hätten.

In der geschlossenen Versammlung befaßte man sich mit der Seelsorge für die vom Lande in die Stadt Gezogenen. Hier empfehle sich das von Kolping für seine wandernden Gesellen angewandte Mittel: die Schaffung von Ledigenheimen. Der Verband der katholischen Gesellenvereine habe 400 solcher Anstalten, von denen die größten 450 Betten aufwiesen.

In der öffentlichen Versammlung ging es um Fragen der Diaspora. Weihbischof v. Hähling aus Paderborn stellte in seiner Ansprache den Mangel an katholischen Volksschulen in den Vordergrund. Der nächste Erfolg der Bemühungen werde hoffentlich die Einführung des Bonifatiusvereins auch in Elsaß-Lothringen sein. Außerdem sprach der Redakteur Joos über die neueste Entwicklung von Industrie und katholischer Arbeiterschaft und der Abgeordnete Graf Galen über die Orden.

Der 21. August 1913 war der letzte Tag der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. In der fünften geschlossenen Versammlung wurden die Beratungen zur sozialen Frage fortgesetzt. In der letzten öffentlichen Versammlung sprach der Reichstagsabgeordnete Gerstenberger über die katholische Presse. Man kämpfe gegen Maschinengewehre nicht mit Feuerspritzen und könne nicht mit Generalanzeigern die scharfen Geschosse der Kirchenfeinde abwehren. Die Angriffe des Gegners könne man nur abwehren, wenn man ebenso gute und moderne „Maschinengewehre des Gedankens“ aufstelle. Das Ziel müsse sein, daß in jeder katholischen Familie eine katholische Zeitung gehalten werde. Als letzter Redner sprach P. Bonaventura OP aus Berlin über die Entchristlichung des öffentlichen Lebens.

Mit Dankes- und Schlußworten, die der Präsident des Katholikentages, Fürst zu Löwenstein, und der Bischof von Metz, Willibrord Benzler OSB, an die Versammlung richteten, endete der Metzer Katholikentag.

In seinen 1923 postum erschienenen Erinnerungen schrieb Bischof Benzler über den Katholikentag des Jahres 1913, der in seiner Bischofsstadt ausgerichtet worden war: „Alles verlief aufs schönste. Bischof Faulhaber von Speyer hielt eine geistreiche Rede über die Freiheit der Kirche, die großes Aufsehen erregte. Der berühmte Kanzelredner P. Bonaventura O. P. († 12. Mai 1914) rief mit feurigen Worten die Versammlung auf zum Kreuzzug gegen die Entchristlichung des öffentlichen Lebens; es sollte sein Schwanengesang sein. Auch in der französischen Sektion ging alles nach Wunsch. Die letzte allgemeine Sitzung in der großen Festhalle war glänzend und überaus erhebend. Die ganze Versammlung war eine herrliche Kundgebung katholischen Lebens und wäre berufen gewesen, auch im nationalen Sinne günstig zu wirken, wenn nicht der im folgenden Jahre ausbrechende Krieg alle diese und noch viele andere Hoffnungen mit rauher Hand zerstört hätte.“

Ein bleibendes Zeugnis des Metzer Katholikentages ist die schon im zeitlichen Vorfeld in Verbindung mit Professor Johann Baptist Keune, dem Direktor des Museums der Stadt Metz, und Dr. Rochus Stephan Bour, Professor am Priesterseminar der Diözese Metz, von Aloys Ruppel, wissenschaftlichem Hilfsarbeiter am Bezirksarchiv von Lothringen, unter dem Titel „Lothringen und seine Hauptstadt Metz“ im Verlag des „Lothringer Verlags- und Hilfsvereins“ herausgegebene 557seitige „Festschrift zur 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz 1913“. Über 50 Autoren stellen darin in 33 Aufsätzen den Bezirk Lothringen, in 22 Aufsätzen dessen Hauptstadt Metz vor. Behandelt werden in dem dem ganzen Bezirk gewidmeten Teil das Landschaftsbild, Flora und Fauna, die geschichtliche Entwicklung, die Verfassung und die Verwaltung des Landes – dieser Beitrag stammt aus der Feder des Metzer Rechtsanwalts Dr. Robert Schuman, des späteren französischen Politikers –, die Sprachverhältnisse und die Mundarten, die kirchlichen und religiösen sowie die parteipolitischen Verhältnisse, die Beziehungen Lothringens zur französischen wie zur deutschen Literatur, das Volkslied im Metzer Lande, die Kunst des Landes, die wirtschaftlichen Verhältnisse (Forstwirtschaft, Landwirtschaft, Verkehrswesen, Handwerk und Gewerbe, Bergbau und Hüttenwesen, die verschiedenen Industrien), Volkskundliches – dies aus der Feder von Pfarrer Louis Pinck in Hambach –, das Dorf und das Bauernhaus, die Schlösser und Herrensitze, ferner die geschichtliche Entwicklung des Bistums Metz.

Der der Stadt Metz gewidmete Teil stellt in mehreren Beiträgen die Geschichte der Stadt dar, behandelt die Verhältnisse der Metzer Klöster im Mittelalter, die Geschichte des Metzer Kirchengesangs, den Metzer Dom und die Profanbauten der Stadt – die beiden Aufsätze hat der Dombaumeister W. Schmitz verfaßt –, den Domschatz, die Metzer Kirchen und Kapellen, das Stadtarchiv und die Stadtbibliothek, das Bezirksarchiv von Lothringen, das Museum der Stadt, die Denkmäler der Stadt. Vorgestellt werden die sozialen und caritativen Einrichtungen von Metz, das Schulwesen, die Musik- und Theaterpflege sowie die militärischen Einrichtungen. Die Fülle der Angaben, die reiche Bebilderung und die beigefügten Karten machen das Werk zu einem auch heute nützlichen Nachschlagewerk. Es erinnert noch nach einem Jahrhundert an den 1913 in Metz durchgeführten 60. Deutschen Katholikentag.

Dr. Rudolf Benl

Quelle:
Die Sonntags-Zeitung. Organ für die Katholiken Thüringens und der Provinz Sachsen, Nr. 34 vom 24. August 1913.

[1] Siehe dazu: Der Katholikentag in Straßburg. In: Der Westen. 52. Jg. (2005), Nr. 3, S. 5 f.

Der Schriftsteller und Journalist René Prévot aus Moosch im Oberelsaß – zu Unrecht heute völlig vergessen

von Dr. Jürgen W. Schmidt

Im Juni 2008 erschien im Münchener Alliteria-Verlag als sogenannter „Nachdruck“ das Büchlein „Kleiner Schwarm für Schwabylon“ (die erste und einzige Auflage hatte 1954 der Münchener Verlag Braun & Schneider in seiner ausschließlich für humoristische Werke bestimmten „Bunten Reihe“ herausgebracht). Doch war dies keineswegs der Person des 1955 verstorbenen Verfassers geschuldet. Beim Nachdruck ging es einzig und allein um die regionalhistorische Erinnerung an die künstlerische Bohème in dem Münchener Stadtteil Schwabing, die sich daselbst vor, nach und natürlich auch während des Ersten Weltkriegs in wildem und heiterem Treiben tummelte. René Prévot, der Verfasser, hatte sie nämlich alle persönlich gut gekannt, die verhärmten Politemigranten vom Balkan und aus Rußland wie die russische Sozialrevolutionärin Vera Sassulitsch (1849–1919), vor allem aber die zahlreichen Schwabinger (Möchtegern-)Künstler, jene Frauen und Männer, die oft genug in erster Linie nur Lebenskünstler waren: all jene, die sich in Schwabing bemühten, mehr schlecht als recht persönlich über die Runden zu kommen, und die sich dabei trotzdem als große und begnadete Künstler und Literaten fühlten, deren Zeit nur leider noch immer nicht gekommen war.

Einige seiner damaligen Bekannten brachten es später in Deutschland, manche zwar erst postum, doch noch zu Ruhm und Ehren, so die Schriftsteller und Dichter Annette Kolb (1870–1967), Detlev von Liliencron (1844–1909), Erich Mühsam (1878–1934) und Joachim Ringelnatz (1883–1934) und – gerade in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts – die sehr exzentrische enge Prévot-Freundin Gräfin Fanny zu Reventlow (1871–1918). Heute ist die in Husum geborene preußische Landratstochter und Schwester eines namhaften Marineoffiziers und späteren NSDAP-Reichstagsabgeordneten, die sich bei akutem Geldmangel vordem sogar mit Prostitution durchgebracht hatte, eine „Ikone“ der modernen Frauenbewegung, während den zwar ganz stark zur Schwabinger Bohème neigenden, doch letztlich im halbwegs seriösen journalistischen Fahrwasser endenden Schriftsteller René Prévot kaum noch jemand in Deutschland kennt. Sein biographischer Eintrag im Internetlexikon WIKIPEDIA (Einsichtnahme am 23. November 2013) ist nur kurz, wimmelt aber von Ungenauigkeiten, Teilwahrheiten und offenkundigen Fehlern.

Gemäß dem Vorwort des Herausgebers von 1954, Dr. Hans Arthur Thies, zu dem Büchlein „Kleiner Schwarm für Schwabylon“ war René Prévot „in München so gut zu Hause wie in Paris“, zudem habe Prévot in seinem Leben „vieler Menschen Städte und Länder gesehen“. Hinzufügen können hätte der Herausgeber Thies noch, daß das Leben des gebürtigen Elsässers Prévot an jähen Wenden und unerwarteten Abenteuern reich war und er zeitlebens die in ihm vereinigte deutsche und französische Kultur und Lebensweise personifizierte, wenngleich er sich bei aller großen Liebe zu Frankreich letztlich politisch doch für Deutschland entschied.

Am 14. Dezember 1880 kam René Prévot in der oberelsässischen Gemeinde Moosch (2010: 1 738 Einwohner), gelegen im schönen St. Amariner Tal in den Hochvogesen, in einer gutbürgerlichen französischen Industriellenfamilie zur Welt. Der Vater war Elsässer, die Mutter stammte aus Lothringen. Die Familie des Vaters hatte sich wahrscheinlich, von jenseits der Vogesen kommend, schon in einer Vorgeneration im Elsaß niedergelassen. Beide Elternteile wünschten für ihren Sohn eine französische Erziehung. So besuchte ihr Sohn René das Lycée zu Belfort, legte als elsaß-lothringischer Staatsangehöriger und somit deutscher Reichsangehöriger aber zweckmäßigerweise im Jahr 1899 sein Abiturexamen am Gymnasium in Mülhausen/Elsaß ab. (Ab 1917 war er dann bayerischer Staatsangehöriger.) Danach studierte er, nach einem kürzeren Aufenthalt bei Verwandten in Paris, in einem infolge seiner lockeren Lebensweise etwas lang ausfallenden Studiengang ab 1899 zuerst insgesamt 5 Semester an der Universität Straßburg und später 6 Semester in München, wo er schließlich im Jahr 1905 promoviert wurde, entgegen der bisherigen Meinung aber nicht zum Juristen (Dr. jur.), sondern zum Doktor der Staatswissenschaften (Dr. rer. pol.). In München war sein Doktorvater der seinerzeit ziemlich bekannte Staatswissenschaftler und Nationalökonom Professor Dr. Lujo („Ludwig Joseph“) Brentano (1844–1931), bei dem Prévot zuvor „Seminarassistent“ gewesen war. Das Rigorosum fand am 24. Juli 1905 an der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität München statt. Und die seriöse, doch gleichzeitig reges sozialpolitisches Interesse wie auch ein Faible für Frankreich verratende 83seitige Dissertation Prévots mit dem Titel „Die Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber in Frankreich“ wurde zusammen mit der gleichzeitigen Münchener staatswissenschaftlichen Dissertation von Adolf Günther (1881–1958; zuletzt von 1940 bis 1948 Professor für Staatswissenschaften und Soziologie in Wien) zum Thema „Die Wohlfahrtseinrichtungen der Arbeitgeber in Deutschland“ im Leipziger Verlag von Duncker & Humblot 1905 als Band 114 der „Schriften des Vereins für Socialpolitik“ publiziert.

Militärdienst scheint Prévot in Deutschland allerdings nicht geleistet zu haben. Doch war es in einer Zeit, als in Deutschland nur etwa reichlich 50 % der Männer eines Geburtsjahrganges zur Einberufung ins Heer gelangten, nicht gerade schwer, mit Hilfe eines wohlmeinenden Arztes eine Ausmusterung wegen allgemeiner Schwäche, Herz- bzw. Lungenschwäche o. ä. zu erlangen. Prévots Straßburger Freund Otto Flake, der als ausgesprochener Individualist jede Art von Zwangsdienst haßte, hat in seinen Memoiren ausführlich beschrieben, wie er sich seinerzeit vor dem Wehrdienst erfolgreich gedrückt und auch während des Ersten Welt-

kriegs listenreich Wege und Mittel gefunden habe, der Einberufung zu entrinnen.

Bevor es an die Schilderung des weiteren beruflichen und literarischen Lebensweges von René Prévot geht, ist es angezeigt, die Person des seine Freunde sowohl aufgrund seines Charakters wie seines Aussehens an die literarische Figur des Tartarin von Tarascon erinnernden Prévot zu schildern. Prévot war ein ganz ausgeprägtes „Gewächs“ seiner elsässischen Heimat. Eines seiner ersten literarischen Produkte war das gemeinsam mit dem aus dem lothringischen Bärenthal gebürtigen späteren Schriftsteller Hans Karl Abel (1876–1951) verfaßte dreiaktige Theaterstück „D´Waldmühl – E-n-elsassisch Volksstück“ (1901) in elsässischer Mundart. Auch die beiden nächsten Bühnenstücke, die er 1901/1902 während seiner Straßburger Studentenzeit verfaßte, spielten im Elsaß. Das Drama „Freiheit“ behandelte die Zeit der Französischen Revolution, und bei „Elsässisch Blut“ spricht schon der Titel für sich. Hier ging es um das Grenzlandschicksal von Elsaß-Lothringen.

Der von seinen Freunden damals nur Tartarin genannte, ziemlich südfranzösisch anmutende junge Mann war sehr frankophil, sehr kulturbeflissen, abenteuerlustig, exzentrisch und legte selbst seinen für ihn charakteristischen französischen Akzent erst im Dritten Reich ab, als er als Kulturjournalist (vor allem als Theater- und Filmkritiker) „Rainer Prévot“ für die „Münchner Neuesten Nachrichten“ schrieb.

Als der aus Metz gebürtige Schriftsteller Otto Flake (1880–1963) den jungen Studenten Prévot, der gleichwohl schon als großes „Original“ galt, etwa um 1901 während seines Studiums in Straßburg kennenlernte, empfing ihn dieser in einer „Cowboy-Aufmachung“ und ließ ihn die an den Wänden seiner Studentenbude aufgehängten Revolver, Schlagringe und sonstigen Waffen bestaunen. Später, in seiner Studentenzeit in München, nahm Prévot bei dem Münchener Polizeisportlehrer Hans Reuter sogar Unterricht in der asiatischen Kampfkunst Jiu Jitsu, einer Art Judo, und erlernte in einem „Cowboyclub“ Lasso-Tricks. Bereits als Kind hatte er bei einem „kriegspensionierten Fechtmeister der Reichshofener Todeskürassiere“ Unterricht im Florettfechten erhalten. Kein Wunder, daß jener erste, total komische Eindruck dazu führte, daß die literarische Figur des Berske in Otto Flakes Erzählung „Marietta“ ganz auf Prévot beruhte. Ansonsten deklamierte Prévot gern im Freundeskreis mit „naivem Pathos“ eigene und fremde Gedichte. Eines dieser eigenen Gedichte begann mit der finsteren autobiographischen Strophe:

Bin von denen, die nicht wollen,
für die der Lehrer Ruten hält,
von denen, die der Ordnung grollen,
für die ein Staatsanwalt bestellt …

und endete mit dem pathetischen revolutionären Aufruf:

Aufflackert wild der Freiheitstraum.
Volk bricht aus seiner Nacht,
Und von der Barrikade Saum
die erste Salve kracht !

Entschuldigend versicherte der Verfasser im Jahr 1954 über solche und ähnliche Verszeilen: „Aber das war in jener glücklichen [Straßburger – J. S.] Zeit so böse nicht gemeint.“

Otto Flake (geboren 1880 in Metz), René Prévot und als Dritter im Bunde der späterhin sehr bekannte Schriftsteller René Schickele (geboren 1883 in Oberehnheim) verbrachten jedenfalls eine flotte und fröhliche gemeinsame Studentenzeit in Straßburg, später traf man sich öfters mal in München, der neuen Wahlheimat von René Prévot. Die damals in Straßburg wohnhaften gutbürgerlich-sparsamen Eltern von René Schickele sahen das tolle Treiben der drei Freunde allerdings gar nicht gern, sahen vor allem in Otto Flake den Verführer ihres Sohnes zu manch dummem Streich, und so erhielt der arme Schickele junior denn von seinem erzürnten Vater schließlich einen bitterbösen Brief, in dem bezüglich Otto Flakes zu lesen war: „… und wird derselbe meine Schwelle nicht mehr überschreiten.“

Der Brief von Vater Schickele war im Zusammenhang mit einer Affäre geschrieben, die im Frühjahr 1903 in Straßburg und München ein aufregender Gesprächsstoff war, für die einen wegen des skandalösen, für die anderen wegen des romantischen Hintergrundes der ganzen Angelegenheit. In Straßburg nämlich lernte René Prévot eine junge Sängerin, Anita Traboldi, kennen, die als angebliche Italienerin neapolitanische Lieder vortrug. Anita Traboldi war in Wirklichkeit die Tochter eines Kunstgärtners und einer Römerin. Als der junge Elsässer sie singen hörte, war es um ihn geschehen. Er selbst mußte dabei unwillkürlich an „Odysseus und die Sirenen“ denken. Außer ihrer Sangeskunst war Anita Traboldi natürlich sehr schön anzuschauen („ein römisches Profil mit schlanker, graziöser Botticelli-Figur“) und besaß zu Prévots Entzücken eine entschiedene Begabung für das praktische Leben, die unserem „Tartarin“ völlig abging. Kurz und gut, er entschloß sich, die junge Dame unverzüglich zu heiraten und sie zu diesem Zwecke (natürlich mit ihrem Einverständnis) aus Straßburg nach München zu „entführen“.

Seine Straßburger Studentenfreunde Otto Flake und René Schickele waren natürlich gern bereit, bei diesem Streich zu helfen. Im Lokal „Stadt Wien“, am Metzgertor in Straßburg gelegen, trat die junge Dame allabendlich zwischen Feuerfressern und Akrobaten auf. Hier wurde sie nach ihrem letzten Straßburger Auftritt, noch in ihrem Bühnenkostüm befindlich, von Prévot, der sich in Begleitung seiner beiden Freunde Schikkele und Flake befand, in einer Kutsche abgeholt, und das war eigentlich schon die ganze Entführung. Man ließ sich anschließend zum Abendbrot mit ein paar warmen Wiener Würstchen zu viert in der urlaubsbedingt leerstehenden Straßburger Wohnung der Eltern von René Schickele nieder, und das junge Paar reiste anschließend sofort nach München zum Fasching weiter. Leider vergaß der leichtsinnige Otto Flake, in der Küche den Gasherd abzudrehen, und als das Ehepaar Schickele nach langer Urlaubsabwesenheit zurückkehrte, erwartete es eine wahrhaft horrende Gasrechnung, die jenen bösen Brief von Vater Schickele an seinen Filius verursachte.

Otto Flake verarbeitete die „Entführung“ von Anita Traboldi später in seiner bereits erwähnten Erzählung „Marietta“, nur wurde darin die Heldin, wie es sich versteht, aus einem hohen Turm geholt. Zur Empörung der Eltern von Prévot, die Flake nach persönlicher Bekanntschaft als die „rechtlichsten Bürger französischen Stils“ beschrieb, fand die Hochzeit dann aber nicht im heimatlichen Moosch statt. Ihr leichtsinniger Sohn stürzte sich vielmehr mit seiner Herzensdame sogleich vierzehn Tage heftig in das Münchener Faschingstreiben. Die junge Dame soll in ihrem Zigeunerinnenkostüm, ein Tamburin schwingend, auch dem strengen Frank Wedekind (1864–1918) angenehm ins Auge

gefallen sein, und die eigentliche Hochzeit erfolgte in München erst nach dem Ende des Münchener Faschings etwas nebenbei. Dem jungen Mann wurde zur Strafe von seinen Eltern der gewohnte allmonatliche „Wechsel“ entzogen, und wegen des daraus resultierenden Nahrungsmangels gab das Ehepaar Prévot in München alsbald Anlaß zu dem vielbesprochenen Münchener „Keksprozeß“.

Als bei dem jungen Paar wieder einmal Schmalhans Küchenmeister war, erblickte die praktisch veranlagte Ehefrau beim morgendlichen Gang zum Milchhändler (die damals ziemlich billige Milch war für Prévot zeitlebens ein wichtiges Nahrungsmittel) an der Eingangstür zum Treppenhaus eine gefüllte Keksschachtel. Im Glauben, diese habe jemand verloren, wurde das wohlschmeckende Gottesgeschenk sofort eingepackt. Doch fanden sich auf dem weiteren Weg immer mehr Keksschachteln, die vor den Haustüren lagen; es handelte sich nämlich um die Werbeaktion einer bekannten deutschen Keksfirma.

In den folgenden Tagen schwärmte das Ehepaar Prévot deshalb allmorgendlich zeitig aus, um jede Menge Keksschachteln als häuslichen Vorrat aufzusammeln. Doch nach einigen Tagen stieß aus einem Hinterhalt ein strenger Privatdetektiv auf die eifrigen Kekssammler zu, der eigens dafür von der Keksfabrik engagiert worden war. Die Firma hatte nämlich Verdacht geschöpft, da die Werbeaktion in München nicht recht erfolgreich werden wollte. Es kam nun beinahe zu einem ernsten Prozeß, doch erwies sich die Angelegenheit für die Juristen als keine leicht zu knackende Nuß: Die vor den Haustüren abgelegten Werbepackungen waren nämlich rein rechtlich nicht mehr Eigentum der Keksproduzenten, aber gleichzeitig noch nicht Eigentum der jeweiligen Hausbewohner. Das Ehepaar Prévot war mit seiner Sammelaktion in eine rechtliche Grauzone gestoßen. Der „Schwabinger Keks-Prozeß“ versprach wegen seiner äußeren Umstände für die Münchener zu einer Riesengaudi zu werden. Folglich einigten sich beide Parteien auf einen Vergleich, dessen Bedingungen Prévot allerdings der Nachwelt verschwieg, und der lebhaft erwartete „Keksprozeß“ fiel zur Trauer der Münchener aus.

Wie sich der junge Doktor der Staatswissenschaften und seine Sängergattin nach der Promotion im Juli 1905 durchbrachten, das hat mit heiterer Feder René Prévot in seinem Büchlein „Kleiner Schwarm für Schwabylon“ beschrieben. Seine praktische Gattin versteigerte beispielsweise in schmuckem Kostüm mit bezauberndem italienischen Akzent auf Festen der Münchener Reichen und Schönen zu wahrhaft horrenden Preisen Apfelsinen und hatte laut ihres Gatten damit großen Erfolg. René Prévot dagegen versuchte sich als Drehbuchschreiber, Filmregissseur und mit großem Vergnügen sogar persönlich als Abenteuerdarsteller in der damals gerade aufkommenden Stummfilmbranche, allerdings nicht sonderlich erfolgreich. 1954 hoffte er jedenfalls, die seinerzeit gedrehten Räuber-, Cowboy- und Bergsteigerfilme mit Titeln wie „Der Hofdetektiv“ und „Zauber der Berge und Gipfel“ möchten nicht überlebt haben, weil er mit der „unfreiwilligen Komik eines Charlie Chaplin“ agiert habe. Dieser Wunsch dürfte in Erfüllung gegangen sein, selbst heute taucht der Name Prévot in keiner seriösen Filmgeschichte auf. Auch reiste er in den Jahren nach 1905 viel, wobei die „Reisen“ in eigentlichem Sinne (und aus Geldmangel) „Wanderungen“ waren. Sie sollten dazu dienen, Land und Leute besser kennenzulernen. Aus seinem erzählerischen Werk ergibt sich, daß er seinerzeit neben Südfrankreich (Westalpen, Provence, Pyrenäen nebst Andorra) vor allem Spanien, Nordafrika (Marokko), aber auch Italien (Venedig), den Balkan und Skandinavien aufsuchte. Bei seinen Reisen begleiteten ihn ein Kodak-Fotoapparat, ein vom Großvater ererbtes, kräftiges Jagdmesser und vor allem seine Kampfsportkünste, welche er gemäß einigen Kurznovellen seiner Sammlung „Die spanische Windmühle“ in bedrohlichen Situationen anzuwenden wußte.

Schließlich fand er in der Literatur und der Journalistik eine ihm angemessenere Beschäftigung. Hatte er schon über Detlev von Liliencron und Frank Wedekind und dessen Münchener Kabarett „Die Elf Scharfrichter“ zu Literatur und Kabarett, vor allem aber zur Literaturkritik Verbindungen gewonnen, nahm er nun eine journalistische Tätigkeit für das Feuilleton verschiedener Münchener Zeitschriften auf, wofür er vor allem Theaterkritiken, aber auch Reportagen verfaßte. Selbst als angehender Zeitungsmann erwies sich René Prévot als ziemliches Original. Etwa um 1909 tauchte in Prévots damaliger Redaktionsstube bei der „Münchener Post“ ein junger Mann in Matrosenkluft namens Hans Bötticher auf, um sich über einige unfachmännische maritime Ausdrücke, auf die er in einer Reisereportage des damals 29jährigen Journalisten gestoßen war, zu beklagen. Der 26jährige, schmächtige Bötticher sah noch sehr jugendlich aus und war in der Handelsmarine gerade mal Leichtmatrose gewesen; wegen seines gewaltigen Gesichtserkers hatte man ihn an Bord nur den „Nasenkönig“ genannt. Schnell entwickelte sich aus der Beschwerde ein Streitgespräch, das in einen (von beiden wohl nicht sonderlich ernst gemeinten) Zweikampf überging. Der Leichtmatrose Bötticher setzte dabei auf seine an Bord erworbenen Boxkünste, doch mit seinen Jiu Jitsu-Griffen war der Journalist ihm über, packte ihn fest an der langen Nase und schleifte ihn im Triumph durch die Redaktion. Das war der Beginn einer lebenslangen Freundschaft. Hans Bötticher, einstmals verkrachter sächsischer Gymnasiast, wurde später als „Joachim Ringelnatz“ mit skurriler Lyrik sehr populär, woran der ihm wohlgesinnte René Prévot großen Anteil besaß.

Allerdings kam auch der schwarze Tag, an dem René Prévots junge und flirtlustige Frau Anita ihn plötzlich wegen des in Metz geborenen Schriftstellers und Hölderlin-Verehrers Wilhelm Michel (1877–1942; Büchnerpreisträger 1925) verließ, um diesen zu heiraten. Sie nahm sich der drei Kinder Michels liebevoll an, starb aber schon bald danach, am 10. April 1912, in München an Influenza. Prévot machte laut Aussage von Erich Mühsam anstelle des psychisch sehr angeschlagenen Ehemannes, Wilhelm Michel, bei der Beerdigung von Anita die „Honneurs“ und ging wenige Tage darauf beruflich nach Paris. Wahrscheinlich um zu vergessen und München erst einmal den Rücken zu kehren, nahm er ein Angebot an, für die „Münchener Neuesten Nachrichten“ und den im elsässischen Mülhausen erscheinenden „Express“ als Korrespondent nach der ihm bislang nur flüchtig bekannten, doch geistig sehr vertrauten französischen Hauptstadt zu gehen.

In Paris besaß Prévot mütterlicher-

seits nämlich eine ganze Reihe von Verwandten. Schon bei seinem ersten Parisaufenthalt als 18jähriger Abiturient hatte er hier neben seinem Onkel Paul, der einen Lebensmittelladen („Épicerie“) in Vincennes besaß und mitunter sogar als Amateurschlagersänger auftrat, durch Vermittlung ebenjenes Onkels seinen ihm bislang unbekannten „petit cousin“ Auguste kennengelernt. Bei jenem „kleinen“ Cousin handelte es sich um den schon damals über einen hohen Bekanntheitsgrad verfügenden Bildhauer Auguste Rodin (1840–1917). Um Rodin scharwenzelte damals ein schweigsamer und träumerischer junger Deutscher herum, dessen Vornamen – René – sich der Abiturient gut merken konnte, weil es sich auch um seinen eigenen Vornamen handelte. Jener „René“ wurde später unter dem Namen „Rainer Maria Rilke“ ein bedeutender deutscher Dichter, der fünf Jahre später, im Jahr 1903, eine Monographie „Auguste Rodin“ herausgab. Am meisten hatten den lebenslustigen Prévot im Atelier seines bärtigen Cousins allerdings die hübschen Pariser Modelle, die sich ihm unbefangen im Evaskostüm präsentierten, beeindruckt. Seinen Verwandten Rodin suchte der nunmehrige Pariser Korrespondent Prévot in dessen Atelier in Meudon erneut auf, um hier interessiert die Entstehung von Kunstwerken zu studieren.

In Paris hat sich René Prévot von 1912 bis 1914 eine gute Kenntnis der französischen Presselandschaft und der französischen Lesegewohnheiten erworben, die ihm ab März 1915 in seiner neuen beruflichen Tätigkeit sehr zustatten kam. Otto Flake erinnert sich, daß Prévot aus Paris sehr lebhaft und spannend, anfangs fast täglich, für deutsche Zeitungen über die Taten einer dortigen „Apachenbande“ (Einbrecherbande) berichtet habe. Ebenso berichtete der junge Journalist aus Paris exklusiv über den Mordprozeß der Ehefrau Henriette des vormaligen französischen Ministerpräsidenten Joseph Caillaux. Diese hatte am 16. März 1914 den Chefredakteur des „Figaro“, Gaston Calmette, in seiner Redaktion erschossen, weil er, um ihrem Gatten politisch zu schaden, ältere Liebesbriefe von dessen Ehefrau publizieren wollte. Henriette wurde übrigens, nachdem ihr Mann von allen politischen Ämtern zurückgetreten war, um sie vor Gericht zu verteidigen, nach stürmischer Verhandlung von aller Schuld freigesprochen. Damals galt das als ein typisch „französisches“ Urteil, wie es wohl so in Deutschland nicht gefällt worden wäre.

Zwar ist unbekannt (er gibt in seinem spärlichen autobiographischen Schrifttum wohl sehr absichtlich darüber keinerlei Auskunft), ob und wie Prévot den Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 in Paris erlebte und auf welchem Wege er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Doch war es gleichwohl eine grobe Verleumdung, was am 6. Juli 1915 im „Petit Méridional“ (Montpellier) stand, nämlich daß René Prévot (hierbei bezeichnenderweise als „Prévost“ bezeichnet), der glücklicherweise kein Franzose, sondern nur ein „abtrünniger Elsässer“ sei, in seiner Pariser Zeit Spionage für Deutschland betrieben habe, deren Aufdekkung durch die Brüder Cassagnac „Schmidt“, „Damm“ und ihn zur Flucht getrieben habe und ihn zum schamhaften Schweigen zwinge. Mit zwei deutschen Journalisten, Karl Eugen Schmidt („Straßburger Post“) und Damm („Hamburger Neuigkeiten“), hatte Prévot vor dem Krieg in Paris sein Pressebüro gemeinsam betrieben. Auf jeden Fall mußte sich der damals 34jährige bei Kriegsausbruch entweder für Frankreich oder Deutschland entscheiden, und seine Entscheidung fiel für Deutschland.

Über die geistigen Motive der Entscheidung gibt ein alter Münchener Bekannter, der Anarchist, Revoluzzer und (utopische) Sozialist Erich Mühsam, in seinen umfangreichen Tagebüchern deutliche Auskunft. Er geriet Anfang 1915 mit dem damaligen politischen Redakteur der „Münchener Neuesten Nachrichten“ René Prévot kurz vor dessen Tätigkeitsaufnahme bei der noch näher zu erwähnenden „Gazette des Ardennes“ in einen heftigen Disput, der mit dem Bruch der persönlichen Beziehungen endete. Mühsam schrieb dazu unterm 28. Februar 1915 in sein Tagebuch: „Kürzlich stellte mir im Theater Herr René Prévot, derzeit politischer Redakteur der Münchn. Neuesten Nachrichten, seine neue Frau vor. Bald darauf traf ich die Dame im Café Stefanie, und sie lud mich zu gestern nachmittag zum Tee ein. Ich ging hin, um einmal die Ansichten eines deutschnational gewordenen Elsässers zu hören. Ich war recht enttäuscht. Denn was Prévôt vorzubringen wußte, war nichts als hergebrachte Phrase. Der Mann bildet sich allen Ernstes ein, daß es sich in diesem Kriege um die nicht blos nationale sondern auch kulturelle Existenz Deutschlands handle, behauptet trotz aller Hinweise auf die Weimarer Zeit [gemeint ist die Zeit Goethes und Schillers – J. S.], daß das Ende der Reichseinheit der Zusammenbruch aller Geistigkeit in Deutschland wäre, daß ferner Deutschland gezwungen wäre, mindestens 20 Millionen seiner Einwohner abwandern zu lassen, weil es sie nicht mehr ernähren könnte, und daß schließlich und endlich der verlorene Krieg die Etablierung einer Kosaken- und Franzosenherrschaft im ganzen Reich mit Sprachen- und Sittenausmerzung (nach Muster der nordschleswigschen, elsaß-lothringischen und polnischen Kolonisierungsarbeit Preußens vermutlich) mit sich führen müsse. Natürlich war unsre Polemik viel geräuschvoller als wechselseitig überzeugend, und ich verließ den hirnbrandigen Renegaten mit dem Gefühl der Verwunderung darüber, daß soviel Torheit und Narretei in einem Hirn wohnen kann, das einem oft als gescheiten und wohl immer als anständigen Menschen erwiesenen Inhaber gehört.“

Die von Mühsam erwähnte neue Ehefrau Prévots war eine Österreicherin namens Hedwig, deren von den Herausgebern der Mühsam-Tagebücher angegebene angebliche Lebensdaten – 1900 bis 1983 – eine Korrektur verdienten. Sie wäre bei ihrer Begegnung mit Mühsam zu dem angegebenen Zeitpunkt ja erst knapp über 14 Jahre alt gewesen. Diese Hedwig Prévot scheint nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Namen „Henriette Prévot“ ihrem Mann beim Verfassen seines Buchs „Der Esprit der Französin“ (Limes Verlag in Wiesbaden 1947) als Co-Autorin zur Seite gestanden zu haben, wenn es sich bei Henriette nicht um eine etwaige (dritte) Ehefrau Prévots gehandelt hat. Hedwig scheint aus Wien gestammt zu haben. Das darf man daraus schließen, daß Erich Mühsam in seinen Tagebüchern öfters Hedwigs Münchener Freundin „Fifi“ Elbogen erwähnt, eine aus Wien stammende, sympathische und kluge jüdische Malerin, die ihn stark an seine frühere Geliebte „Fridel“ erinnerte.

Nach Kriegsausbruch geriet René Prévot Anfang 1915 über das Auswärtige Amt in Berlin in den Dunstkreis des deutschen militärischen Geheim-

dienstes, der geheimnisumwitterten Sektion IIIb des Großen Generalstabs. Diese Sektion IIIb rückte unter ihrem Chef, Major Walter Nicolai, ins Feld und ließ sich nach einigen Zwischenstationen Ende September 1914 in der kleinen französischen Stadt Charleville in den Ardennen nieder, wo sich auch das deutsche „Große Hauptquartier“ mitsamt Kaiser Wilhelm II. befand. Hier wurde die Sektion IIIb personell immer stärker ausgebaut und schließlich organisatorisch zur Abteilung IIIb aufgewertet. In der nunmehrigen Sektion 6 der Abteilung IIIb, die sich unter anderem mit der Propaganda beim Gegner beschäftigte, war ein 39jähriger hessischer Dragonerrittmeister der Reserve namens Fritz H. Schnitzer tätig. Fritz H. Schnitzer war nicht immer Geheimdienstoffizier gewesen, sondern vielmehr gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig seit 1900 als Kaffeegroßhändler in den Niederlanden ansässig. Im Zuge von Geschäftskontakten hatte er sich zeitweise auch in Frankreich aufgehalten und sprach gut französisch. Ab etwa 1900 hatte der patriotische Reserveoffizier in den Niederlanden – aber nicht gegen die Niederlande – für den deutschen Geheimdienst vertrauliche Aufgaben nachrichtendienstlichen Charakters erfüllt. Ende September 1914 stieß der sprachkundige und weltgewandte Offizier Schnitzer zu Major Nicolai; er wurde nun zu allerlei Aufgaben verwandt, die gute Sprachkenntnisse verlangten.

Nach der Marneschlacht im September 1914 kam im deutschen „Großen Hauptquartier“ in Charleville der neue Generalstabschef, General v. Falkenhayn, auf den Gedanken, für die französischsprachige Welt eine Zeitung in französischer Sprache zu schaffen, die deutsche Auffassungen vertreten und damit insgeheim Propaganda für die deutsche Sache und die deutschen Kriegsziele machen sollte. Bestimmt war diese Zeitung für die Franzosen im besetzten Zipfel von Nordfrankreich, für die wallonischen Belgier, die vielen Tausende französischer Kriegsgefangenen in deutschen Gefangenenlagern, aber auch für die französischsprachige Westschweiz und die anderen – noch – neutralen Länder Europas, etwa Italien und Griechenland. Man dachte aber auch daran, die Zeitung von deutschen Flugzeugen und per Luftballons bündelweise hinter den französischen Linien abwerfen bzw. diese über die Westschweiz durch Mittelsleute nach Frankreich einschmuggeln zu lassen, was später zum großen Ärger und zur großen Aufregung der französischen Regierung auch ganz erfolgreich praktiziert wurde. Sogar französische Parlamentsabgeordnete bekamen die Zeitung zeitweise von Schweizer V-Leuten des deutschen Nachrichtendienstes zugeschickt. Nach ihrem Druckort in der Druckerei der französischen Regionalzeitung „Petit Ardennois“ von Georges Corneau in Charleville trug die Zeitung den Titel „Gazette des Ardennes“. Sie sollte nicht zuletzt dank ihrem Chefredakteur, René Prévot, die während des Ersten Weltkriegs wohl erfolgreichste Propagandazeitung überhaupt werden.

Die erste Nummer der Zeitung erschien am 1. November 1914, die letzte Nummer kurz vor Kriegsende am 2. November 1918. Generalstabschef Erich v. Falkenhayn beauftragte mit der Herausgabe der Zeitung seinen bereits mit allen möglichen Spezialaufgaben geplagten Geheimdienstchef Major Walter Nicolai, der die Aufgabe an den fließend französisch sprechenden Rittmeister Schnitzer weiterreichte. Dieser kniete sich mit Inbrunst in diese neue Aufgabe und scharte ein Kollektiv befähigter Mitarbeiter um sich. Die rein technische Seite wie Satz, Druck und Korrektur lag dabei vollständig in der Hand französischer Drucker des „Petit Ardennois“, wie auch französische Frauen zum Falzen und Verpacken der Zeitung angestellt waren. Das Redaktionskollektiv (der mit dem Zeitungswesen zu dem Zeitpunkt noch nicht vertraute Rittmeister Schnitzer fungierte als „Herausgeber“ der Zeitung) bestand aus vier deutschen Zeitungsleuten namens Teschemacher, Caspari, Gassmann und Paprzycki (trotz des polnisch klingenden Familiennamens war er ein elässischer Journalist vom „Mülhäuser Express“), zu denen am 22. März 1915 Dr. René Prévot als neuer Chefredakteur der „Gazette des Ardennes“ aus München hinzustieß. War die „Gazette des Ardennes“ anfangs nur ein- oder zweimal wöchentlich in Auflagen von 5 000 bis zu 25 000 Exemplaren erschienen, wurde die Zeitung unter Prévot zu einer sehr niveauvollen Massenzeitung mit einer Auflagenhöhe von zuletzt 175 000 bis 190 000 Exemplaren pro Nummer, die sogar (für eine Propagandazeitung ganz ungewöhnlich) finanziellen Gewinn abwarf.

Prévot stellte als guter Kenner französischer Presseverhältnisse das Blatt sofort auf das übliche französische Zeitungsformat von 44 x 56 cm um. War die Zeitung von den französischen Lesern vorher zumeist nur in die Hand genommen worden, weil darin umfangreiche Listen über französische Kriegsgefangene in deutschen Lagern sowie französische Familiennachrichten und -anzeigen aus den von den Deutschen besetzten nordfranzösischen Gebieten abgedruckt waren, so erschien die Zeitung nunmehr bis zu sechsmal wöchentlich und in einer Auflage von bis 190 0000 Exemplaren je Nummer und beinhaltete jede Menge politische, wirtschaftliche und kulturelle Nachrichten. Daneben fügte man öfters (bei insgesamt etwa 100 Nummern) der „Gazette des Ardennes“ eine illustrierte Beilage bei, auch darin den spezifisch französischen Lesegewohnheiten entgegenkommend. Ohne Propagandalügen und ohne Hetze wurde in Artikeln und Kommentaren im deutschen Sinne über den Kriegsverlauf berichtet und dieser kommentiert. In jeder Nummer der Zeitung wurden der deutsche und der französische Heeresbericht (der französische aber mit Absicht um einige Tage versetzt) abgedruckt.

Die Zeitung wurde nicht umsonst abgegeben. Man handelte nach dem Grundsatz: Was nichts kostet, pflegt nichts wert zu sein. Der Preis war mit 5 Centimes pro Exemplar jedoch sehr niedrig gehalten, und der Vollblut-Kaufmann Fritz Schnitzer sorgte vor allem durch Einwerbung bezahlter Inserate seitens von Geschäftsleuten dafür, daß sich die Zeitung nach einer Anschubfinanzierung von 10 000 bis 15 000 Mark durch den deutschen Generalstabschef selbst trug und sogar finanziellen Gewinn einbrachte.

Der später im Dritten Reich als Widerstandskämpfer der „Roten Kapelle“ hingerichtete Schriftsteller Adam Kuckhoff (1887–1943) schrieb zum einjährigen Bestehen der „Gazette des Ardennes“ in „Reclams Universum – Moderne illustrierte Wochenschrift“ (Nr. 32/1916, S. 166) anerkennend: „Die Gazette hat nie gegen die französische Bevölkerung geliebdienert, sie hat auch nicht jedes Mal auf bestimmte Wirkungen gezielt, sie ist von Anfang an ein französisches Blatt in der Form, ein deutsches im Geist gewesen, das heißt sie

warb durch sich selbst, durch Liberalität und Wahrhaftigkeit, in sicherem Vertrauen, daß die Wirkungen ihr als natürlich gereifte Frucht zufallen müssen“. Der Herausgeber Rittmeister Schnitzer war jedenfalls mit seinem Chefredakteur René Prévot sehr zufrieden und schrieb am 12. Mai 1918 lobend in sein Tagebuch, daß Prévot „die Art der Franzosen in seinen Artikeln zu erfassen versteht“. Er hatte schon zuvor sowohl René Prévot wie auch den übrigen (deutschen) Redaktionsmitgliedern Ordensauszeichnungen verschafft. Sein Eisernes Kreuz 2. Klasse hat Prévot mit hoher Wahrscheinlichkeit dem ihm sehr gewogenen Rittmeister Schnitzer zu verdanken.

Zusammen mit Rittmeister Schnitzer war der Chefredakteur der „Gazette des Ardennes“ ab Anfang 1917 mehrfach beim Deutschen Kronprinzen, der damals Oberbefehlshaber der vor Verdun liegenden deutschen Heeresgruppe war, zu Tisch geladen. Der Kronprinz informierte sich bei den zweien über aktuelle politische Probleme, holte aber auch zu Fragen der deutschen Wirtschaftspolitik und der Ziele und Aufgaben deutscher Nachkriegspolitik Rat ein. Den fast gleichalterigen, gleich ihm ziemlich lebenslustigen Kronprinzen Wilhelm (1882–1951) kannte Prévot übrigens flüchtig aus seiner Münchener Vorkriegszeit, weil der Kronprinz einmal inkognito das Schwabinger Bohème-Szenelokal „Simpl“ („Simplicissmus“) der Frau Kathie Kobus aufgesucht hatte, wo Prévot viele Jahre lang Stammgast war.

Selbst die jähe Auflösung der „Gazette des Ardennes“, die nach dem Ausbruch der Novemberrevolution am Morgen des 9. November 1918 seitens des Arbeiter-und Soldatenrates in Frankfurt/M., wohin die Redaktion Ende Oktober 1918 von Charleville verlegt worden war, wegen angeblichen „Papiermangels“ erfolgte, vollzog ein alter, doch gar nicht mehr lieber Bekannter von René Prévot. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Hermann Wendel (geboren 1884 in Metz als Sohn eines aus Preußen stammenden Beamten) hatte einst zum Straßburger Dichterkreis der „Stürmer“ um Otto Flake gehört. Doch der grundzynische Student Wendel besaß einen starken Hang zur Bohème, „schmiß“ folglich sein Studium in Straßburg und machte dann bis 1913 Karriere als Journalist im Feuilleton der sozialdemokratischen „Volksstimme“ (Frankfurt/M.) sowie ab 1912 aufgrund seines flotten Mundwerks auch als Reichstagsabgeordneter der sozialdemokratischen Partei.

Selbst der deutsche Geheimdienstchef Walter Nicolai hat Prévot gut gekannt und menschlich geschätzt. In seinem Buch „Nachrichtendienst, Presse und Volksstimmung im Krieg“ (Berlin 1920, S. 68) schrieb er über diesen und die ihm zu Propagandazwecken dienende „Gazette des Ardennes: „Zu diesem Zweck [Propaganda – J. S.] wurde Weihnachten 1914 die ‚Gazette des Ardennes‘ geschaffen. Ihr Aufbau vollzog sich unter Leitung eines Offiziers des Beurlaubtenstandes [Rittmeister d. R. Schnitzer – J. S.], der die Anregung zu ihr gegeben hatte und in seiner ruhigen, vornehmen Art und bei seiner Kenntnis der Psyche der französischen Bevölkerung Gewähr für das Unternehmen bot. Ihm zur Seite als Hauptschriftleiter trat ein tapferer, die französische Presse kennender, für seine deutsche Heimat opferbereiter Journalist elsässischer Abstammung [René Prévot- J. S.]“. Aus Gründen der Diskretion nannte Major Nicolai in seinem Buch nicht die Namen von Schnitzer und Prévot, denn nach dem Krieg und der Wiedergewinnung des Elsaß verfolgte man seitens des französischen Staates die (französischen) Mitarbeiter und bestrafte sie ungemein streng. Auch wenn man es nicht glauben sollte, so entspricht es doch den Tatsachen, daß gegen drei der französischen Mitarbeiter der „Gazette des Ardennes“ das Todesurteil ausgesprochen und es an einem von ihnen, dem vormaligen Kolonialbeamten Émile-Georges Toqué, sogar vollstreckt wurde. René Prévot war natürlich so klug, sich nicht in französische Reichweite zu begeben, zumal, wie Andreas Laska (Band 2, S. 403) angibt, ein gewisser Hauptmann Salanson vom „4e Conseil de Guerre“ bereits einen Rapport über den ihm suspekten Prévot angefertigt hatte.

Dies bedeutete allerdings für den immer noch frankophilen Kulturliebhaber, daß ihm ab dem Kriegsende von 1918 nicht nur seine elsässische Heimat, sondern auch französischer Boden auf Dauer unzugänglich war. Seiner Liebe zur französischen Kultur tat dies jedoch keinen Abbruch, dies erweist schon der Umstand, daß er nach dem Krieg einige Erzählungen von Guy de Maupassant ins Deutsche übertrug (in seiner Übersetzung zuletzt 1969 im Münchener Verlag Desch erschienen) und zu Beginn der 20er Jahre auch eine französische Monographie zur Kunstgeschichte übersetzte (Übersetzung des französischen Manuskripts von Pierre Louis Duchartre, erschienen 1925 unter dem Titel „Mittelalterliche Plastik in Frankreich“ im Delphin-Verlag in München). Auch schrieb René Prévot in dieser Zeit in französischer Sprache ein Kunstbuch über sein geliebtes Elsaß: „Les Arts décoratifs en Alsace“.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Ersten Weltkriegs war René Prévot nach eigenem Bekenntnis „in der schauderhaftesten Stimmung“. Er scheint sich seitdem auf politischem Gebiet öffentlich nicht mehr politisch artikuliert zu haben, weder in der Weimarer Republik noch im Dritten Reich, noch in der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft. Er wohnte bis zu seinem Tod im Jahre 1955 durchgehend in München und erwarb dort seinen Lebensunterhalt als Journalist mit Artikeln über kulturelle Fragen, vorrangig aber mit Theaterkritiken. Als 1929 nach einer literarischen Vorlage des ihm von früher her gut bekannten Frank Wedekind der fast zweieinhalb Stunden lange deutsche Stummfilm „Die Büchse der Pandora“ (Regie: Georg Wilhelm Pabst) mit der seinerzeit populären US-amerikanischen Schauspielerin Louise Brooks in die deutschen Kinotheater kam, ließ es sich Prévot nicht nehmen, für die „Deutsche Film-Zeitung“ vom 8. März 1929 eine ausführliche Filmbesprechung zu verfassen. Immerhin war das in der Filmgeschichte der allererste Film, der eine lesbische Frau zeigte. Der Film erhielt übrigens am 30. Januar 1929 von der deutschen „Filmprüfstelle“ in Berlin ein „Jugendverbot“ zuerkannt und wurde schließlich auf Antrag des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels am 9. April 1934 ganz verboten.

Nach 1918 erschienen in schneller Folge einige kleine Büchlein von René Prévot, der folgende Werke verfaßte bzw. herausgab:

Begegnungen und Abenteuer in der Schweiz. Erinnerungen von Giacomo Casanova, Basel (Rhein Verlag) 1920.

Du mein Schwabing – Kreislauf romantischer Ironie, München (Verlag Rosl) 1921.

Bohème. Mit Illustrationen von Willy Hallstein, München (Verlag D. & R. Bischoff) 1922.
Ali Bumba – Buntes Skizzenbuch vom Zirkus Welt, Wien, Leipzig und München (Rikola Verlag) 1922 sowie als einziges zwischen 1933 und 1945 erschienenes Buch:
Münchener Typen, München (Von Carben Verlag) 1934.
Obwohl Prévot im stillen davon träumte, eine ganze Serie „großer" Romane (mindestens zehn) im Stile von Honoré de Balzacs „Menschlicher Komödie" zu schreiben, war es ihm nicht beschieden, je ein Buch zu verfassen, das den Umfang von 150 Seiten überschritten hätte. Er war eben mehr Novellist und Verfasser kurzer, feuilletonistischer Erzählungen denn Romancier. In seinem schicken Münchener Künstleratelier scheint ihn in den 30er Jahren jedesmal eine Art von verhängnisvoller „Schreibblockade" erfaßt haben, wenn er sich vorgenommen hatte, einen Roman zu schreiben. Hier wurde er im Laufe des Zweiten Weltkriegs ausgebombt. Er erinnerte sich später daran, wie er unter dem Mondhimmel im Schlafanzug auf einem Mauerrest hockend, ein einziges gerettetes Buch unter dem Arm haltend, hoch hinauf auf die letzten Mauerstücke seiner einstigen Wohnung starrte.
Auch nach dem Jahr 1945 trat Prévot „nur" als Novellist und Verfasser kurzer Erzählungen sowie als Journalist des „Münchener Merkur" hervor. Daneben war er für die Zeitschriften „Jugend", „Freistatt", „März" und „Münchener Post" als Mitarbeiter tätig. Außerdem wirkte er als Münchener Redakteur der französischen Kunstzeitschrift „Art et Industrie". Im Dritten Reich hatte er sich als Kulturjournalist „Rainer Prévot" durchgeschlagen. Er galt nach 1945 aber nicht als „Mitläufer", schon gar nicht als „Belasteter". Dagegen gründete er nach 1945 in München die Gesellschaft für deutsch-französische Freundschaft und betätigte sich bis zu seinem Tode auf dem Gebiet der deutsch-französischen Aussöhnung. Schon vor dem Ersten Weltkrieg, während seiner Pariser Korrespondentenzeit, hatte er sich an der Gründung der dortigen Sektion der „Deutsch-Französischen Liga" beteiligt. Seine letzte Wohnanschrift in München lautete Ungererstraße 130.
Aus der von ihm durchlebten Münchener „Trümmerzeit" erinnerte er sich später einer rumpelnden Kleinbahn mit Holzsitzen, die damals die völlig zerstörte Münchener Straßenbahn ersetzte. Die Kleinbahn nannte man im Volksmund, warum auch immer, den „rasenden Gauleiter", und René Prevot schrieb im Feuilleton seiner Zeitung darüber. Desgleichen verwunderte er sich über einen deutschen Botanikprofessor, den er zu Zwekken politischer Aufklärung durch die Trümmer von München führte. Dieser zeigte statt der erwarteten Bedrücktheit indes große Freude und äußerste sich begeistert über die Pflanzen auf den Trümmern: „Weißt Du, daß hier auf dem Trümmerteppich Blumen heimisch geworden sind, die es vorher bei Euch nie gegeben hat?"
Folgende Bücher gab René Prévot neben dem bereits erwähnten mit seiner Ehefrau (?) Henriette verfaßten Gemeinschaftswerk nach 1945 heraus:
Seliger Zweiklang: Schwabing, Montmartre, München (Funck Verlag) 1946.
(gemeinsam mit Hans Kades): Entlarvung der Frauen: Aphorismen erzählen von Freude, Liebe und Schönheit, München (Desch Verlag) 1946.
Die spanische Windmühle. Novellen, München (Drei-Fichten-Verlag) 1947.
Dreizehn sonderbare Geschichten, Dachau (Verlag Zauner) 1955.
Der Novellenband „Die spanische Windmühle", 109 Seiten umfassend und in einer Auflagenhöhe von 5 000 Exemplaren erschienen, beruht fast völlig auf seinen Reiseerlebnissen durch Europa und Nordafrika. Er trägt die geheimnisvoll anmutende Widmung: „Meinen Kindern im Sonnenland!". Damit sind der Sohn und die Tochter von Prévot gemeint, die beide Ärzte geworden waren und damals ihrem Beruf in Afrika nachgingen.
Am 10. Juni 1955 starb René Prévot. Auf dem Münchener Nordfriedhof liegt er begraben.
Voraussichtlich im Frühjahr 2014 wird im Wissenschaftsverlag Dr. Köster in Berlin der Band 1 der Edition „Kaiser, Geheimdienst und Gazette des Ardennes – Die Kriegstagebücher des Rittmeisters Fritz H. Schnitzer" für den Zeitraum vom September 1914 bis zum April 1916, herausgegeben von Jürgen W. Schmidt und Bernd Schnitzer, erscheinen. Darin findet René Prévot als Chefredakteur der „Gazette des Ardennes" eine angemessene Würdigung.

Quellen und Literatur:

Flake, Otto: Es wird Abend. Eine Autobiographie, Frankfurt/M. 1980 (Erinnerungen von Otto Flake an den ihm in seinen Straßburger Jahren gut befreundeten Prévot nebst einigen Anekdoten aus dessen Leben).
Jahresverzeichnis der an Deutschen Universitäten erschienenen Schriften. Band 21, Berlin 1907 S. 458 (zur Schulausbildung, zum Studiengang und zur Promotion Prévots).
Köpf, Peter: Schreiben nach jeder Richtung. Goebbels' Propagandisten in der westdeutschen Nachkriegspresse, Berlin 1995 (Prévot war selbst in den gestrengen Augen des Peter Köpf kein „Goebbelspropagandist", hat allerdings in den Augen von Köpf das große Manko, ab 1948 unter dem früheren Kulturschriftleiter der „Danziger Neuesten Nachrichten", Heinz Hess, im Kulturressort des „Münchener Merkur" geschrieben zu haben).
Laska, Andreas: Presse et propagande allemandes en France occupée. Des Moniteurs officiels (1870/71) à la Gazette des Ardennes (1913–1918) et à la Pariser Zeitung (1940–1944). 2 Bände (Dissertation in französischer Sprache an der „Université Panthéon-Assas [Paris II]) (Einige biographische Angaben zu Prévot und einige Angaben zur „Gazette des Ardennes", wobei auf Laska die falsche Angabe vom juristischen Doktorat von Prévot beruht).
Mühsam, Erich: Tagebücher der Jahre 1910–1917 (im Internet verfügbar unter www.muehsam-tagebuch.de/tb/index.php).
Pöppinghege, Rainer: Deutsche Auslandspropaganda 1914–1918. Die „Gazette des Ardennes" und ihr Chefredakteur Fritz H. Schnitzer, in: Francia 31/3 (2004), S. 49–64 (einige Einzelheiten über René Prévot und die „Gazette des Ardennes", wobei Fritz H. Schnitzer der Herausgeber, nicht der Chefredakteur der „Gazette" war).
Prévot, René: Die spanische Windmühle, München 1947 (Die Novellen enthalten autobiographisches Material, und auf S. 110 findet sich eine kurze Biographie des Verfassers, in der besonders seine geistige Verflochtenheit mit Frankreich sowie seine Bemühungen um einen deutsch-französischen Ausgleich hervorgehoben werden).
Prévot, René: Kleiner Schwarm für Schwabylon, München 1954 (eine Reihe autobiographischer Angaben)

Schmidt, Jürgen W.: Gegen Russland und Frankreich. Der deutsche militärische Geheimdienst 1890–1914, 4. Auflage, Ludwigsfelde 2010 (zum deutschen militärischen Geheimdienst sowie zu Major Walter Nicolai und Rittmeister Schnitzer).
Die im Familienbesitz der Familie Schnitzer befindlichen Kriegstagebücher des Rittmeister Fritz H. Schnitzer von September 1914 bis November 1918 über seine Zeit im „Großen Hauptquartier“ in Charleville bei Sedan (betrifft René Prévot und seine Chefredakteurstätigkeit bei der „Gazette des Ardennes“ in den Jahren 1915 bis 1918).

Wie es im Elsaß in den Spinnstuben zugeht

Wie lusti, wie heimli sinn d‘Spinnstuwwe doch!
Do sehn sich bim Liecht gueti Noochberre noch;
Unn rings um den Offe, wo Tannenäst flamme,
Ruckt alles, was Kunkle hett, schwesterli zsamme.

Ob‘s drüse-n-au finster isch, wie im e Sack,
Ob‘s windet, ob Schnee fällt, ob‘s haauelt – hack, hack!
Mer aachte‘s nit, ‘s Wetter macht uns keini Sorge,
Mer sinn jo im Warme do drinne geborje.

Wie d‘Spinnrädle surre, der Fade sich fliecht,
So schwirren au d‘Zungen un spinnen ihr Gschicht;
Un isch sie recht lusti, so derfe mer lächle,
Nur eins isch verbotte: d‘Lit durichzehechle! –

Bim Spinne wurd flissi der Fade genetzt,
So were bim Babblen-au d‘Zunge geletzt:
Serviert wurd der Kaffee mit Butter unn Hunni,
Wie kocht ne d‘Hüsmueter, so köstli, so wunni!

Doch haltl Der Kaffee isch nit Jedermanns Ding,
Ihr schätze ne, Männer unn Bursche, gering!
Na, euch genn mer Win odder Bier zum Choisiere,
Mit Jungbrod unn Käs kann sich Jeds regaliere.

So isch es denn gschehn, wische’s Mül, liewi Lit!
E paar Liedle ze singen, isch jetzt an der Zit:
„Nun ruhn alle Wälder – Der Mond ist aufgangen,
Am Himmel die goldenen Sternlein prangen.“

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Oda Ertz,
Reuchlinstraße 14b,
75015 Bretten, Deutschland
Telefon: (0 72 52) 77 93 67
E-Post: oda.ertz@gmx.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Kraichgau
IBAN: DE52 6635 0036 0017 3710 06
BIC: BRUSDE66XXX

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck & Vertrieb:
Turtschan und Gloria GbR,
Am Angerberg 5,
99094 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

NS-Kulturpolitik und Gesellschaft am Oberrhein 1940–1945

Hrsg. von Konrad Krimm (Oberrheinische Studien, 27), Ostfildern (Jan Thorbecke) 2013, 385 Seiten (ISBN 978-3-7995-7827-1)

Am 3. September 1939, zwei Tage nach dem deutschen Angriff auf Polen, erklärten England und Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg, ohne jedoch zu Lande militärisch aktiv zu werden. In der Annahme, das Elsaß und Lothringen würden infolge eines deutschen Angriffs sogleich zum Hauptkampfgebiet, ließ die französische Regierung unverzüglich etwa ein Drittel der Bevölkerung dieser Region nach Süd- und Südwestfrankreich evakuieren.

Das Reich hielt sich indessen ebenfalls zurück. Acht Monate standen sich Deutsche und Franzosen ohne große militärische Unternehmungen gegenüber. Als die Wehrmacht am 10. Mai 1940 diesen ‚Sitzkrieg' beendete, ließ sie den am stärksten ausgebauten Teil der französischen Grenzbefestigung, der Maginot-Linie, links liegen und ging durch den Süden des neutralen Belgien vor, drang aber gleichzeitig in die ebenfalls neutralen Niederlande und in Luxemburg ein. Auf französischem Territorium schwenkte die Masse der deutschen Truppen nach Norden um, erreichte schnell die Kanalküste und schloß damit einen Großteil des französischen Heeres und das britische Expeditionskorps ein. Am 4. Juni war diese Operation beendet.

Nun machte sich die Wehrmacht daran, ganz Frankreich zu erobern, und erzielte binnen weniger Tage große Erfolge. Bereits am 14. Juni zogen deutsche Truppen kampflos in Paris ein, die Regierung verließ die Stadt. Die Maginot-Linie wurde nach einem zweitägigen schweren Kampf am 15. Juni bei Saarbrücken durchbrochen. Am frühen Morgen dieses Tages gingen deutsche Truppen bei Breisach über den Rhein und besetzten in kurzer Zeit das Elsaß. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juni bat der soeben ernannte französische Ministerpräsident Marschall Philippe Pétain das Deutsche Reich über den spanischen Botschafter um Waffenstillstand. Der Vertrag darüber wurde am 22. Juni unterzeichnet und verpflichtete Frankreich zur Einstellung der Feindseligkeiten, zur Demobilisierung des größten Teils seiner Streitkräfte und zur Ablieferung der meisten Waffen.

Etwa zwei Drittel des französischen Territoriums sollten von der Wehrmacht besetzt werden, das Deutsche Reich dort alle Rechte der besetzenden Macht haben. Der Vertrag galt bis zum Friedensschluß, war aber von deutscher Seite mit sofortiger Wirkung kündbar, wenn Frankreich die übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllte. Die Waffenruhe trat am 25. Juni kurz nach Mitternacht ein.

Über territoriale Fragen äußerte sich der Vertrag nicht. Das Elsaß und Lothringen unterstanden nun als Teile des besetzten Frankreich dem dortigen deutschen Militärbefehlshaber. Am 1. Juli ordnete Hitler an, daß sie aus dessen Zuständigkeitsbereich herauszunehmen seien. Zum Chef der Zivilverwaltung in Lothringen machte er den Gauleiter der Saarpfalz, Josef Bürckel, für das Elsaß bekam der badische Gauleiter Robert Wagner diese Funktion. Das war eine faktische Annexion. Nach Hitlers Vorstellungen sollten beide Regionen in zehn Jahren völlig eingedeutscht werden.

Die deutsche Herrschaft im Elsaß dauerte vier Jahre und fünf Monate – bis zur Rückeroberung durch alliierte Truppen im November 1944. Diesem Zeitraum ist der aus einer Tagung in Karlsruhe im Jahre 2006 erwachsene Band 27 der ‚Oberrheinischen Studien' gewidmet. Er enthält zwölf Beiträge sehr verschiedenen Umfangs. Markus Enzenauer berichtet anhand parteistatistischen Materials über die Erfassung der Bevölkerung durch nationalsozialistische Organisationen. Ernst Otto Bräunche, Angelika Herkert und Gerhard Kabierske sowie Dorothea Roos stellen die städtebaulichen Planungen für Karlsruhe und für Straßburg, das Hauptstadt von Baden-Elsaß werden sollte, vor Augen, die entsprechenden Entwürfe sind dem Band auf einer CD-ROM beigegeben. Frank-Rutger Hausmann befaßt sich mit der neugegründeten Reichsuniverstät Straßburg und der ihr zugedachten Rolle, Alexander Pinwinkler mit den dort betriebenen landeskundlichen Forschungen, Bernadette Schnitzler mit der Geschichtserziehungsaktion des Jahres 1942 und der damit verbundenen Ausstellung über 2000 Jahre Kampf um den Rhein. Sehr ausführlich handelt Wolfram Hauer über die Umgestaltung des Schulwesens und der Lehrerbildung im Elsaß; sein Beitrag füllt mehr als ein Viertel des Bandes. Pia Nordblom hat die Entwicklung des Verlags Alsatia in Kolmar und das Verhalten seines Leiters Joseph Rossé zum Thema. Schließlich berichtet Marie-Claire Vitoux kurz über das Tagebuch, das Marie-Joseph Bopp während seiner inneren Emigration vom 14. Juni 1940 an führte.

Ein einziger Beitrag befaßt sich nicht mit dem Elsaß, die Abhandlung Peter Steinbachs über den betont christlich orientierten Dichter Reinhold Schneider unter besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für den Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Schneider, der ab 1938 in Freiburg lebte, fand mit seinen Gedichten und anderen kleinen Schriften eine breite Leserschaft und schuf damit gleichsam eine Gegenöffentlichkeit. Auch bei ihm bestand eine Verbindung zum Elsaß: er war der wichtigste Autor des Verlags Alsatia.

Der 1897 in Hürtigheim bei Straßburg in einer altelsässischen Familie geborene Robert Ernst war, wie Lothar Kettenacker vor 40 Jahren in seiner grundlegenden Studie ‚Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß' (1973) gesagt hat, „eine Schlüsselfigur deutsch-elsässischer Zeitgeschichte". Im Dezember 1918 erwarb er die badische Staatsangehörigkeit und wurde sehr schnell einer der wichtigsten Verfechter elsässischer Belange in Deutschland. Unmittelbar nach der Besetzung durch die Wehrmacht ging er in seine alte Heimat zurück und gründete am 20. Juni 1940 in Kolmar den Elsässischen Hilfsdienst, der sofort eine weite

Resonanz fand und sich um wichtige praktische Fragen kümmerte, so durch Mitwirkung bei der Rückführung der Evakuierten. Er trieb zudem antifranzösische Propaganda. Ernst wurde zum Generalreferenten beim Chef der Zivilverwaltung und zum Oberkommissar von Straßburg ernannt und hatte fortan erheblichen Einfluß.

Ernst ging es um eine möglichst eigenständige Stellung des Elsaß. Im Juli 1940 organisierte er in Straßburg eine Kundgebung unter dem Motto ‚Die Elsässer sollen ihre Zukunft selbst gestalten helfen' und äußerte sich dort entsprechend. Das paßte nicht zu den Vorstellungen der NSDAP. So wurde der Hilfsdienst bald aufgelöst. Völlig unter dem Einfluß der Partei stand der im September 1940 gegründete Opferring Elsaß der NSDAP. Er fand bald eine beachtliche Mitgliederzahl – Mitte 1942 belief sie sich auf rund 170 000. Das war fast ein Viertel der erwachsenen Elsässer. Irn Mai 1944 hatte die NSDAP 23 000 Mitglieder, der Opferring 145 000. Sie gehörten allen gesellschaftlichen Schichten an, nach der Altersgliederung waren diejenigen am stärksten vertreten, die in der Reichslandzeit sozialisiert worden waren.

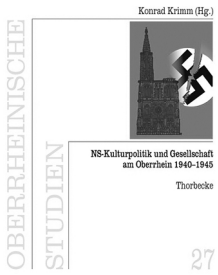
Mit Recht fragt Enzenauer, ob man aus diesen Zahlen auf eine „Nazifizierung der Seelen" schließen darf. Das ist zu bezweifeln. Opportunismus spielte gewiß eine große Rolle. Der Sicherheitsdienst unterschied im Frühjahr 1941 in der Bevölkerung vier Gruppen: erstens deutsch Gesinnte, die das offen aussprachen, zweitens deutsch Gesinnte, die das nicht zu sagen wagten, drittens Leute, die Frankreich ablehnten, aber auch das Reich nicht anerkannten, und viertens direkte Gegner des Deutschen Reiches. Der SD quantifizierte das nicht, und entsprechend sagt Enzenauer, daß zu dieser Frage noch weitere Forschungen nötig seien.

Joseph Rossé wird von Pia Nordblom eingehend gewürdigt. Geboren 1892 und von Beruf Lehrer, hatte er wegen seines Eintretens für ein autonomes Elsaß innerhalb Frankreichs mannigfache Schwierigkeiten. Nach seiner Amtsenthebung im Jahre 1926 war er Journalist und arbeitete für den ‚Elsässer Kurier', das Organ der ober-elsässischen Katholiken. Ab 1928 gehörte er der Abgeordnetenkammer in Paris an. Er hielt enge Kontakte auch zu führenden deutschen Katholiken. Im Oktober 1939 wurde er unter dem Vorwurf des Hochverrats verhaftet, erlangte nach der Besetzung Frankreichs wieder die Freiheit und entschloß sich, durch Kooperation mit den neuen Herren so viel wie möglich für seine Heimat zu tun. Als Leiter des Alsatia-Verlags hatte er dafür einige Möglichkeiten. In dessen Programm waren NS-nahe Titel marginal, religiöse dagegen stark vertreten. Die Autorin stellt fest, daß der Verlag für die Versorgung des deutschsprachigen Mitteleuropa mit religiöser Literatur ungemeine Bedeutung hatte. Äußerlich verhielt Rossé sich loyal, insgeheim handelte er widerständig. Auch bemühte er sich, die katholische Kirche gegen den Nationalsozialismus zu verteidigen.

Nach dem Kriege wurde Rossé in einem wahrlich nicht fairen Prozeß zu fünfzehnjähriger Haft verurteilt, während deren er 1951 starb. Abschließend sagt die Autorin, daß Rossé mit seinem Eintreten für die Interessen des Elsaß gleichsam Nationalstaatsentbindung praktiziert habe. Als glaubensfester Katholik und überzeuger Autonomist hatte Bopp viel mit Rossé gemeinsam, nur verhielt Bopp sich während der deutschen Besetzung des Landes inaktiv.

Wolfram Hauer beschreibt in seiner 100 Seiten umfassenden Abhandlung den Aufbau der badischen Kultusverwaltung und stellt die wichtigsten Persönlichkeiten dieses Ressorts vor. Dann geht er auf die Arbeit der Lehrerbildungsanstalten dies- und jenseits des Rheins und auf die völlige Umgestaltung des Schulwesens im Elsaß ein. Dieser Prozeß brachte für die Lehrerschaft viele Unbequemlichkeiten mit sich. Ein Teil der elsässischen Lehrer wurde entlassen, andere wurden nach Baden versetzt, badische Lehrer ins Elsaß. Das förderte nicht gerade die Stimmung. Es handelt sich um eine auf breiter Quellengrundlage beruhende sehr instruktive Studie.

Gauleiter Wagner sagte am 20. Oktober 1940 in einer Rede in Straßburg, er wolle dafür sorgen, daß das Elsaß von Fremdherrschaft frei werde und „für alle Zeiten heimfindet zu seiner deutschen Mutter." Für diesen Prozeß war der Reichsuniversität Straßburg eine wichtige Rolle zugedacht. Sie sollte zu einer sehr bedeutenden Hochschule werden und auf elsässische Studenten eine starke Anziehungskraft ausüben. Das Konzept für die Universität, an dessen Erarbeitung der Historiker Ernst Anrich einen großen Anteil hatte, war, wie Frank-Rutger Hausmann nachweist, in vieler Hinsicht innovativ. Daß in den Lehrkörper viele nationalkonservative Gelehrte wie der Jurist Ernst Rudolf Huber oder gar völkisch denkende Wissenschaftler berufen wurden, zeigt Alexander Pinwinkler.



Einen großen Raum widmet er in seiner Studie neben Anrich den Historikern Hermann Heimpel und Günther Franz. Ihnen attestiert er eine volksgeschichtlich verbrämte Politikhistorie und ein übersteigertes Bild des eigenen Volkes. Der historisch-landeskundlichen Forschung an der Reichsuniversität bescheinigt er Bemühungen um die Konstruktion eines deutschen Volkstums. Das Wort ‚Konstruktion' ist derzeit zwar ein modischer Terminus, geht aber oft an der Wirklichkeit vorbei, so auch hier. Daß das Elsaß eine lange deutsche Geschichte hatte, läßt sich nicht bestreiten. Da mußte nichts konstruiert werden.

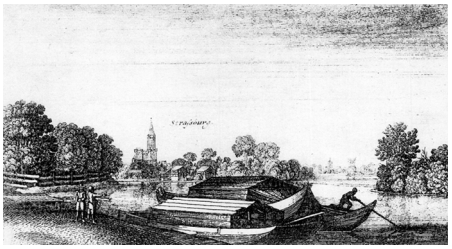
In ihrer sehr instruktiven Studie über die Geschichtserziehungsaktion 1942 spricht Bernadette Schnitzler abschließend von Manipulation. War das wirklich so? 1942 wurde in einem Jubiläum an die Straßburger Eide von 842 erinnert. Warum ist von einer Tausendjahrfeier die Rede? Nach Adam Riese hätte sie 1842 stattfinden müssen.

Insgesamt gibt der Band nur sehr selten Anlaß zu einer kritischen Nachfrage. Wer das Buch in die Hand nimmt, hat eine sehr interessante und durchweg auch darstellerisch sehr befriedigende Lektüre vor sich. Es wäre nicht unnütz gewesen, dem Werk einen einleitenden kurzen Rückblick auf die neuere Geschichte des Elsaß beizugeben, von der Angliederung an das Deutsche Reich 1871 bis zum Juni 1940. Für die Orientierung der Leser wäre das hilfreich.

Prof. Dr. Hans Fenske (Speyer)

Hinüber und herüber

Hollar-Ausstellung



„Automne cuivré“ (= kupferroter Herbst) ist der Titel einer Ausstellung von Kupferstichen des böhmischen Künstlers Wenzel Hollar (1607–1677), die bis zum 5. Januar 2014 in der Galerie Heitz im Straßburger Rohanschloß zu sehen ist. Der in Prag geborene Künstler erhielt ab 1620 in Frankfurt unter Matthäus Merian dem Älteren eine Ausbildung als Kupferstecher. Von 1629 bis 1633 arbeitete er in Straßburg. In mehreren Publikationen Merians finden sich Ansichten, die auf Hollar zurückgehen, darunter die des Straßburger Münsters und eine Karte des Unterelsaß. 1637 traf er in Köln mit dem englischen Grafen Arundel zusammen, den er dann nach Prag, Wien und 1637 nach London begleitete, wo ihn Arundel dem englischen König Karl I. empfahl. 1640 war Hollar Zeichenlehrer des Prinzen von Wales. Im englischen Bürgerkrieg wurde er 1645 gefangengesetzt, doch gelang ihm die Flucht. Er folgte dem Grafen Arundel nach Antwerpen und kehrte nach der Wiederherstellung des Königtums nach London zurück, wo er bis zu seinem Tod in ärmlichen Verhältnissen lebte.
Er schuf rund 2400 Radierungen, teils nach Werken älterer oder gleichzeitiger Meister wie Holbein, Leonardo da Vinci und van Dyck, teils nach eigenen Zeichnungen, darunter Ansichten der Städte Straßburg *(siehe Abbildung)*, Frankfurt, Köln, Mainz, Antwerpen, London sowie Frauentrachten und Porträts.

Wiedereröffnung

Das neuerstandene, vergrößerte Historische Museum zu Straßburg *(siehe Foto)*, das seit 2012 teilweise geschlossen gewesen war, ist im November 2013 zu neuem Leben erwacht. Es liegt direkt an der Ill und war schon vor Jahren in der Alten Metzig untergebracht worden. 1920 gegründet, bietet dieses Museum heute eine klare Schau der Entwicklung der Stadt vom Mittelalter bis in die heutige Zeit. Die neuen Säle, die anläßlich der Wiedereröffnung eingeweiht wurden, sind vornehmlich der Napoleonischen Zeit gewidmet und führen bis zu den nun fest eingewurzelten europäischen Zeiten, die trotz der hartnäckigen Opposition gewisser Europaabgeordneten nun doch endlich aufblühen sollten. Die Geschichte schreitet eben weiter.

Dank der Großzügigkeit von über hundert Mäzenen und verschiedener Institutionen sind die Sammlungen des Museums wesentlich bereichert worden. Ganz besonders berücksichtigt wurden die letzten beiden großen Kriege, von denen man behaupten könnte, sie seien tatsächlich die letzten Bruderkriege gewesen. Ein Besuch im neugestalteten Historischen Museum dürfte eine willkommene Einführung in einen Besuch der angeblichen Europahauptstadt sein. Heute mehr denn je stellt sich dieses Museum als ein lebendiger Zeuge der Geschichte der Wunderschönen dar. Es ist täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet und montags geschlossen.

Naturschutzgebiet Illwald

Der Illwald bei Schlettstadt erhielt am 5. November 2013 den Status eines regionalen Naturschutzgebietes. Diese heute 1855 ha große Fläche, die zum großen Teil der Stadt Schlettstadt gehört, hat in über 30 botanischen Standorten (Wald-, Wiesen-, Sumpf- und Wassergebieten) 28 Pflanzen- und 78 Tierarten von besonderem Interesse aufzuweisen. Unter den seltenen Pflanzen findet man dort u. a. das kleine Flohkraut (pulicaria vulgaris) und unter den seltenen Tierarten

die Rohrweihe (circus aeruginosus) und den Kaulkopf (cottus gobio).
Außer dem Illwald gibt es zurzeit im Elsaß sieben weitere regionale Naturschutzgebiete: den Rothenbachkopf / les chaumes du Rothenbach (942 ha) bei Wildenstein, la Forêt des Volcans (über 100 ha) bei Wegscheid, den Hartwald (264,5 ha) bei Heiteren, die Moor- und Heidelandschaft (145,5 ha) bei Wittelsheim, den Bastberg (6,5 ha) bei Buchsweiler, die Hügel (44 ha) bei Rufach und den Hügel „Im Berg“ (1,7 ha) bei Tagolsheim.
(Quelle: l`ami hebdo, 10.11.2013)

Musikstadt Straßburg

Seit 2012 ist Marko Letonja musikalischer Direktor des Philharmonischen Orchesters Straßburg. Doch hat er seinen Posten erst zu Beginn der gegenwärtigen Saison 2013/2014 voll und ganz angetreten, und zwar mit der festen Absicht, dem Orchester weitere Zuhörer im Elsaß, in ganz Frankreich und im Ausland zu gewinnen. In seinem Saisonprogramm verbindet er geschickt persönliche Vorlieben mit den Wünschen der Straßburger Musikfreunde, die nach wie vor etwas konservativ in der Wahl ihrer Komponisten bleiben.
Neuerdings finden die Konzerte immer um 20 Uhr statt, nicht mehr um 20.30 Uhr wie bisher.
Das Straßburger Festival, das älteste Frankreichs, hat ebenfalls einige Strukturveränderungen erfahren. Als Präsident steht ihm nun Louis Oster vor, der bekannte Präsident und dynamische Förderer der hiesigen Wagner-Gesellschaft. Der Rücktritt des langjährigen Sekretärs des Festivals, Harry Lapp, hat eine Reihe von Veränderungen mit sich gebracht. Aber es dürfte außer Zweifel stehen, daß dieses Festival auch weiterhin zu den Höhepunkten des Straßburger Musiklebens zählen wird.